

Elisabeth H. Werner

Ruf der Stille

In einem Mischwald, nahe eines kleinen Flusses, lebte nun schon einige Jahre lang ein Mann namens William. Er war gelehrter Buchbinder und hielt sein Handwerk mit großem Geschick in seiner kleinen Werkstatt am Leben. Lange Zeit hatte er in der Stadt gewohnt, doch seine Kontakte waren seit jeher von Enttäuschung und Trennung geprägt. Hätte er jemanden gehabt, den er um Rat fragen könnte, so hätte dieser ihm sicher gesagt, er solle nicht aufgeben. Doch William war alleine, und seinen Rückzug abschätzig zu betrachten, wäre ein vorschnelles Urteil.

So lebte er nun für sich, nahm von der Natur, was sie ihm ließ und fuhr für den Rest hin und wieder zur Stadt. Sein Onlinehandel, in dem er Notizbücher und Kalender verkaufte und Aufträge entgegennahm, hatte nicht viele Kunden, doch die meisten davon blieben ihm und seiner Handwerkskunst treu. Er nahm nicht viel damit ein, doch es reichte. Sein beschauliches Häuschen hatte er vom Erbe seiner Eltern gekauft. Er hatte sein Glück kaum fassen können, als er die Nachricht von ihrem Tod und dem Geld erhalten hatte. Er hatte all die Jahre in dem Glauben gelebt, dass sie ihn tatsächlich enterbt hätten, doch scheinbar hatten sie sich nie um ein Testament bemüht und so ging ihr

ganzer Besitz auf ihren einzigen Nachkommen über. Er war sich nicht sicher, ob er ein schlechtes Gewissen haben sollte, weil ihr Schicksal ihn so wenig berührte. Aber sie hatten ja selbst gesagt, dass er nicht mehr ihr Sohn sei. Also ging ihr Tod ihn ja auch nicht mehr an, als der Tod von entfernten Bekannten.

Es war ein bildhaft schöner Tag im Mai, an dem sich William in seinem Garten aufhielt. Sorgsam kümmerte er sich um sein Gemüse; die Tomaten, Möhren, Radieschen und den Kohl, den er im Herbst zum Großteil fermentieren würde. Blumen pflanzte er keine ein – auf den Lichtungen im Wald wuchsen genug anmutige Pflanzen. Er hatte allerdings eine Wiesenblumenmischung in der Nähe seines Grundstücks verteilt, um den Insekten ein wenig zu helfen. Gerade hatte er seine Gerätschaften wieder beiseitegelegt – die Mittagssonne stand nun schon hoch am Himmel –, als er ein unbekanntes Vogelgezwitscher hörte. Gespannt schaute er sich um. Er hegte viel Sympathie für die kleinen Tiere und liebte es, sie zu füttern und zu betrachten. Eine Weile lang stand er nur da und suchte die Büsche und Bäume aufmerksam ab, doch der unbekannte Gast war still geworden und William konnte ihn nicht entdecken. Doch seine Geduld wurde belohnt. Nach einigen Minuten ertönte ein schüchternes, melodisches Zwitschern aus einem der Sträucher. Vorsichtig trat William etwas näher und da flog ein kleines, gelb leuchtendes Vögelchen empor. Es flatterte einen Kreis über ihm, dann verschwand es singend im Wald. Er wollte sich das schöne Gefieder gerne etwas genauer ansehen und folgte ihm. Das vorher zarte

Gezwitscher schien mit jedem Schritt, den er tiefer in den Wald ging, kräftiger und stärker zu werden. Hin und wieder flatterte der kleine Vogel in seinem Sichtfeld einige Kreise, nur um danach wieder ganz zielstrebig in eine Richtung zu fliegen. »Fast so, als wolle er mir etwas zeigen«, dachte William amüsiert. Bis jetzt war er auf bekannten Pfaden geblieben, doch nun flog das Vögelchen in den dichteren Teil des Waldes, den er sonst selten betrat. Doch hin und wieder verließ er im Herbst zum Pilze und Beeren sammeln die Wege. Also folgte er dem goldenen Vogel.

Tiefer und tiefer ging es in den Wald hinein. Ein paar Mal hatte William Sorge, dass er den Vogel aus den Augen verloren hatte, aber da meldete sich dieser auch schon wieder mit seinem hellen Gesang. Inzwischen wusste er auch nicht mehr genau, von wo sie gekommen waren, doch merkwürdigerweise beunruhigte es ihn nicht. Er brauchte nur dem Vogel zu folgen und alles würde gut werden. Er hatte den Eindruck, dass eine Last von ihm abgefallen war und er nun den Wald in seiner ganzen Schönheit wahrnehmen konnte. Er entdeckte ein Eichhörnchen, das von Baum zu Baum huschte und, etwas weiter weg, ein Reh, das ihn verwundert zu betrachten schien.

Schließlich spürte er, dass sie gleich am Ziel waren. Er sah das gelbe Gefieder nicht mehr, doch er hörte leise den melodischen Gesang etwas weiter vor sich. Gebannt wandelte er durch die Sträucher und Ranken, bis er auf einer Lichtung mit einem kleinen Teich stand. Der Vogel hatte sich auf einem umgeknickten Stamm niedergelassen. Einige Zeit stand William einfach nur bezaubert da und be-

trachtete das Wasser. Es war erstaunlich klar und einige Seerosen blühten auf der Oberfläche. Das Schilf war dicht, aber an einigen Stellen war es trotzdem möglich, an den Rand zu treten. Der Teich wurde von einem schmalen Rinnal gespeist, das vermutlich dem nahen Fluss entsprang. Die Lichtung war für William wunderschön. Er machte behutsam einige Schritte in Richtung des Wassers. Das Vögelchen saß weiterhin ruhig auf dem Stamm und betrachtete ihn. Erst jetzt fiel ihm auf, dass der Kleine einen dunklen Fleck auf der gelben Brust hatte, der mit der Farbe der Flügelspitzen und des Schnabels übereinstimmte. Er hatte noch nie einen seiner Art gesehen.

Auf der Lichtung war es dämmriger als im Wald. William fragte sich, ob sie den ganzen Nachmittag unterwegs gewesen waren. Aber es war ihm egal. Er hatte sich noch nie so willkommen an einem Ort gefühlt. Ohne darüber nachzudenken, setzte er einen Fuß ins Wasser, dann den anderen. Es war ganz still um ihn herum. Er watete ein wenig tiefer in den Teich hinein. Das Wasser fühlte sich angenehm an und die Seerosen dufteten wunderbar. Es wurde noch ein wenig dunkler, doch er hatte keine Angst. Er stand nun mit dem Rücken zu dem goldenen Vogel und fühlte weiterhin dessen Aufmerksamkeit. Er nahm einen tiefen Atemzug und schloss erleichtert die Augen, bevor er nach hinten sank und sich vom Wasser umarmen ließ.

Der Vogel saß noch eine Weile auf seinem Stamm und zwitscherte ein letztes Lied für William, ehe er sich wieder auf seinen Weg machte.